

Die Älteren unter uns kennen das schmutzige Geheimnis des Musikbetriebs: Irgendwann wird noch aus dem letzten Außenseiter jemand, der etwas Bedeutames geleistet hat, irgendwann ist (fast) jeder Mainstream. Ein Outlaw muss nur durchhalten: Platten aufnehmen, Auftritte absolvieren, Interviews geben, Porzellan zerschlagen. Wer nach ein paar Dekaden noch halbwegs gerade auf der Bühne steht, für den gibt es Sternchen auf dem »Walk of Fame«, Nobelpreise und Geburtstagsständchen, egal ob es um Jazz, Blues, Rock'n'Roll, Folk, Punk oder, mal abwarten, Techno geht.

Für den gebürtigen Australier Nick Cave ist es nun so weit, der Mann mit der nötig melancholisch-düsteren Stimme hat es geschafft und ist 60 geworden. Das allein ist angesichts eines wilden Musikerlebens mit harten Drogen wie Heroin und fiesem Schicksalsschlägen wie zuletzt dem Unfalltod seines 15jährigen Sohns Arthur schon eine Nachricht. Ach so, für die Jüngeren hier: Nick Cave, das ist ist der hagere Typ mit den langen, dunklen, strähnigen Haaren, der mit seinen dunklen Anzügen an einen zu spät gekommenen Grabredner erinnert.

Der Berliner Comicautor Reinhard Kleist hat Cave aus gegebenem Anlass eine Art Laudatio gezeichnet, eine opulente Lebensgeschichte in fünf Kapiteln auf mehr als 300 Seiten, der Person angemessen natürlich in Schwarzweiß, denn Nick Cave in Farbe, das wäre einfach nicht gegangen. Zuvor hat Kleist sich als Comic-Biograph schon Elvis Presley, Johnny Cash, und, in dieser Reihe etwas verwunderlich, Fidel Castro zugewandt: seine Nick-Cave-Story ist ein großer Wurf.

Kleist erzählt nicht einfach linear das Leben des Musikers, sondern orientiert sich an einzelnen Songs und Episoden, breitet wichtige Momente aus, verliert sich in Details, erzählt auf mehreren miteinander verschrankten Ebenen, und zitiert dabei immer wieder aus den Texten des Meisters. Los geht's natürlich in Warracknabeal

# Aber der Weltschmerz

Schwarze Tinte, in Venen gespritzt: Reinhard Kleists Comicbiographie »Nick Cave – Mercy on Me«. Von Nikolaus Korber



Los geht's natürlich in Warracknabeal (was für ein Name!)

(was für ein Name!), einem australischen Kaff, aus dem der heftig pubertierende Cave ausbricht, entschlossen, in der Musik seinen Ausdruck zu finden. Die Odyssee endet »on the road«, auf einer Autofahrt, bei der Cave dem Geist der Blueslegende Robert Johnson begegnet und ein physikalischer Apparat, der Genfer Teilchenbeschleuniger, eine Rolle spielt.

Durchweg findet Kleist starke, dramatische Bilder, die viel mehr als nur Illustrationen der Ereignisse sind. In den traumhaften Teilen der Geschichte verwandelt sich Cave in einen mythischen Revolverhelden, kafkaesken Käfer oder einsamen Astronauten. Und wenn der Zeichner den Sänger zum Embryo verkümmert auf die Bühnenbretter sinken lässt, wenn Cave sich schwarze Tinte in die Venen spritzt, dann spürt man all die Verzweiflung, von der Caves Musik lebt.

Beindruckend sind auch die Miniaturen, die in der Biographie immer wieder aufblitzen. Da erscheint ein Jesus-Bild im Teller des Todeskandidaten, da geht England in Rauch auf und aus den Wolken wird die Fratze von Margaret Thatcher.

Es spielt kaum eine Rolle, ob sich alles genau so zugetragen hat, oder ob alles, was wichtig war, im Buch steht. Nick Cave soll mit dem, was Kleist zu Papier brachte, ganz zufrieden gewesen sein.

In meiner Kreuzberger Studenten-WG hing Ende der unsäglichen 80er ein lebensgroßes Poster von Nick Cave an der Eingangstür. Der Türspion befand sich mittig auf der hohen Stirn des Australiers. So schaute man durch Nick Cave auf die Außenwelt, eine angemessene Perspektive damals, auch wenn selten jemand klingelte. Und, nein, ich war kein »Fan«, aber der Weltschmerz in der Musik des Australiers, der fühlte sich echt an.

■ Reinhard Kleist: Nick Cave – Mercy on Me, Carlsen Verlag 2017, 328 S., 24,99 Euro, Buchrelease-Tourtermine: 11.11. Berlin, 14.11. Hannover, 17.11. Dresden

## Ein cooler Groove



Als der fürchterliche Hurrikan »Katrina« Ende August 2005 über New Orleans fegte, blieb Fats Domino in seinem Haus. Er überlebte, verlor aber fast alles, einschließlich seiner Goldenen Schallplatten. Und trotzdem war es ein Neuanfang: Das nächste Album, »Alive and Kickin'«, wurde eines seiner besten.

Fats Domino war in verkauften Platten gemessen nach Elvis Presley der erfolgreichste Musiker der 1950er Jahre. Allein an Singles verkaufte er 65 Millionen. Zwischen 1955 und 1960 landete er elf Top-ten-Hits, darunter so bekannte wie »Blueberry Hill« und »I'm Walking«. Seine erste Single »The Fat Man« wird von manchen als erste Rock-'n'-Roll-Platte überhaupt betrachtet. Kein Wunder, dass ihn Elvis als den »wirklichen König des Rock 'n' Roll« bezeichnete. Mit dem Produzent Dave Bartholomew bildete Domino eines der größten Songschreiberduos der jüngeren Musikgeschichte. »Sie hatten immer eine einfache Melodie, ein paar hippe Akkordwechsel und einen coolen Groove. Und einfache Texte!« so der Musiker Dr. John.

Antoine Dominique Domino Jr. wurde am 26. Februar 1928 als jüngstes von acht Kindern einer kreolischen Familie in New Orleans geboren. Als er zehn war, erbeite die Familie ein altes Piano. Fats' Schwager, ein Jazzmusiker, lehrte ihn ein paar Akkorde. Der Junge hatte ein gutes Gehör, konnte Platten schnell nachspielen. Nur wenige Jahre ging er zur Schule, arbeitete dann als Eislieferant und in einer Fabrik. Noch als Teenager begann er, im »Hideaway Club« in einer Band zu spielen. Bald wurde er der Sänger und einzigartiger Pianist (Boogie-Woogie) der Gruppe. Seine Auftritte bedeuteten: »Let's have a party«.

Durch den Song »The Fat Man«, der sich mehr als eine Million Male verkaufte, wurde er 1949 über Nacht zum Star. Er tourte erfolgreich, kam ins amerikanische TV, hatte Auftritte in mehreren Rock-'n'-Roll-Filmen. Anfang der 1960er Jahre vererbte sein Erfolg. Ein letztes Mal in den Top 100 war er 1968 mit seiner Version des Beatles-Songs »Lady Madonna«, den Paul McCartney auch in Anlehnung an Fats Domino geschrieben hatte. Anfang der 1980er hörte er mit dem Touren auf und blieb in New Orleans, dem einzigen Ort, wo er das Essen mochte. So blieb er auch zu Hause, als er 1986 in die Rock & Roll Hall of Fame aufgenommen wurde oder als er 1987 einen Grammy für sein Lebenswerk bekam.

Am Dienstag ist Fats Domino im Alter von 89 Jahren in seinem Haus in New Orleans gestorben.

Thomas Grossman

## Die Zeit des Ablammens

Zur Idiotie des Landlebens gehören rassistische Ressentiments. Von deren Überwindung erzählt der überragende Debütfilm »God's Own Country«

Die erste Einstellung zeigt ein Gehöft in Yorkshire, Nordengland, in der Morgendämmerung. Allmählich schälen sich die Konturen des Gebäudes heraus. Hinter einem Fenster im oberen Stockwerk geht Licht an. Und dann erklingen Kotzgeräusche aus dem Off, eine empfindliche Störung der anfänglichen Idylle. Nach dem Schnitt ist der Rücken eines jungen Mannes zu sehen, der sich über eine Kloschüssel beugt. Er wischt den Mund an dem flauschigen Klodeckelbezug ab, deutlich hinterlassend. Die Mutter unten entnervt: »John Saxby!« Im nächsten Moment kommt ihr Sohn angezogen in die Küche. Der Vater habe nach ihm gefragt, teilt sie mit, auch solle er nach der Färsche schauen (Kuh, die noch nicht gekalbt hat). »Du hast uns die halbe Nacht auf Trab gehalten«, fügt sie hinzu. Sie habe seine Kotze zum letzten Mal aufgewischt.

Damit ist die Grundstimmung auf dem Hof umrissen. Gegen einen All-

tag voll lästiger Pflichten rebelliert John mit exzessivem Alkoholkonsum. Regisseur Francis Lee ist in diesem bäuerlichen Milieu in Yorkshire groß geworden, das er nun in seinem Debütfilm »God's Own Country« so karg wie eindrücklich schildert.

Neben den familiären Spannungen ist es die einsame und harte Arbeit in der Landwirtschaft, die Johns Leben bestimmt. Der Vater kann sich nur noch am Stock fortbewegen und nicht mehr mit anpacken. Rinder- und Schafzucht bleiben an John hängen, und der lässt sich abends regelmäßig vollauen. Seine alten Freunde aus der Schulzeit trifft er nur noch, wenn sie gerade bei den Eltern zu Besuch sind und abends die Kneipe aufsuchen. Sie haben längst das Weite gesucht, sind der »Idiotie des Landlebens« (Marx/Engels) entflohen, studieren und sehen ihre Zukunft in der Großstadt, worauf John mit aggressiver Abwehr reagiert. Diese Flucht bleibt ihm als einzigem Sohn und dem künftigen Erben des Hofes verwehrt.

Bei einem Besuch auf dem Viehmarkt kommt es in einem Viehtransporter zu unsentimentalem Sex mit einem anderen Mann. Als der im Anschluss noch was trinken oder reden will, weist John ihn kalt ab. Sex ist für ihn offenbar nichts als Triebabfuhr, so wie der Alkohol kein Genuss ist, sondern den Frust für kurze Zeit vergessen machen soll. Zärtlichkeit zeigt John nur beim Streicheln des Fells der kalbenden Kuh. Josh O'Connors stoisches Mienenspiel lässt unter der Oberfläche innere Wut und Unruhe spüren. Sein Körper wird zu einem verschlossenen Gefäß, in dem sich ungelebtes Leben und verdrängte Gefühle zu einem explosiven Gemisch stauen.

Für die Zeit des Ablammens hat der Vater den Rumänen Gheorghe temporär als Aushilfskraft angeheuert, den John reflexhaft zum »Gipsy« erklärt, um ihm fortan bis auf weiteres mit Herablassung zu begegnen. Gheorghe nimmt es gelassen, zeigt viel Verständnis und Empathie für Tier und Mensch. Sein Lebensklugheit und Intelligenz konterkarieren die Hierarchie und verlangen John allmählich Respekt ab. Das Eis beginnt zu schmelzen, aus Ablehnung wird Neugier, und es entsteht eine zerbrechliche, kostbare Nähe. Alec Secareanu spielt Gheorghe mit starker Präsenz und großer Würde. Beide

Schauspieler geben ihren Rollen eine Glaubwürdigkeit, die den Film zu einem überragenden Statement gegen rassistische Ressentiments und für die Überwindung kultureller Schranken macht. Die sensiblen Kameraeinstellungen von Joshua James Richards sind frei von Spektakel und unnötigen Mätzchen. Und Francis Lee hat beim Sundance-Filmfestival völlig zu Recht einen Preis für seine unaufgeregte, stillichere Regie gewonnen.

Matthias Reichelt

■ »God's Own Country«, Regie: Francis Lee, GB 2017, 104 min, gestern angelaufen

12

Eingesperrt und ausgeschlossen!

Bitte spenden Sie die »junge Welt« für Menschen in Haft zum Preis von 27,90 € monatlich, 160,70 € für ein Halbjahresoder 318,00 € für ein Jahresabo oder überweisen Sie einen Betrag Ihrer Wahl, an: Freiabonnements für Gefangene e.V. Bank für Sozialwirtschaft IBAN: DE02 1002 0500 0003 0854 00 Kennwort: »junge Welt«, www.freibas.de

Freiabonnements für Gefangene e.V.

Foto: Beate Pundt